Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 5 (1962)

Artikel: Wildtiere unseres Waldes : Beobachtungen im Bohärdli, Langenthal

Autor: Leibundgut, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072106

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WILDTIERE UNSERES WALDES

Beobachtungen im Bohärdli, Langenthal

CHRISTIAN LEIBUNDGUT

Als unsere engere Heimat noch mit unendlichen Wäldern bewachsen war, war sie eine reiche Wildkammer. Die Natur selbst sorgte für das Gleichgewicht; der Eingriff der frühen Jäger und Sammler war nur ganz unbedeutend. Wild und Waldfrucht bedeuteten damals die Lebensgrundlage der Wald- und Wandermenschen. Durch die immer steigende Besiedlung, durch Roden grösserer Waldgebiete und durch die Trockenlegung von Sümpfen wurde der Lebensraum des Wildes immer mehr eingeengt. Unvernünftige Bejagung in den letzten Jahrhunderten trug wesentlich zur Zehntung des Wildbestandes bei.

Bär, Luchs und Wolf, als die grossen Raubtiere, sind schon lange aus unsern Wäldern verschwunden. Auch die scheue Wildkatze wurde bereits im vorigen Jahrhundert ausgerottet, und der Fischotter tritt nur noch gelegentlich an der Aare auf. Das schönste und edelste Jagdwild, der herrliche Rothirsch, ist wahrscheinlich schon seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den oberaargauischen Wäldern nicht mehr heimisch. — Als einziges Schalenwild konnte sich das Reh halten. Es hat sich in den letzten zwanzig Jahren dank guter Hege wieder zu einem ansehnlichen Bestand vermehrt. An grösseren Raubtieren hat sich einzig der Fuchs zufolge seiner Anpassungsfähigkeit und Listigkeit halten können.

Zahlreich ist die Familie der Marder. Mit Ausnahme des Fischotters sind im Oberaargau noch sämtliche Arten heimisch. Selbst der seltene Edel- oder Baummarder kann noch hie und da beobachtet werden. Stein- oder Hausmarder, Iltis, Wiesel und Hermelin haben sicher schon viele irgendwo am Wege vorbeihuschen sehen. Meister Grimbart, der Dachs, geht vorzugsweise nur zur nächtlichen Stunde aus und dürfte wenigen mehr als aus Fabeln bekannt sein.

Wald- und Wasserspitzmaus sowie der Maulwurf sind insektenfressende Raubtiere, die in ihren Gefilden alles angreifen, was sie irgendwie überwältigen können. Den Igel, den drolligen Kerl, trifft man häufig auf abendlichen Spaziergängen. Er verzehrt vorwiegend Kerfen und Schnecken, aber auch kleinere Vögel und ist sogar imstande, die wendigen Mäuse zu fangen.

Dichte Hecken, Laubhaufen, faule Strünke und Mauerlöcher sind seine bevorzugten Aufenthaltsorte.

Bei den Nagetieren finden Biber und Wildkaninchen die nötigen Lebensbedingungen nicht mehr und sind verschwunden. An grössern Nagern haben wir nur noch das Eichhörnchen. Mit seinen munteren Possen gewinnt es alle Herzen. Entgegen seiner Anmut ist das Hörnchen nicht so harmlos und kann durch Verbiss bedeutenden Waldschaden anrichten. Die kleinen Nager, wie Mäuse und Ratten, sind zumeist in unliebsamer Weise wohlbekannt. Als besondern Nager kennen wir den vielverfolgten Feldhasen.

Zu erwähnen wäre noch die niedliche Haselmaus, die häufig in den dichten Heckengehölzen unserer Matten anzutreffen ist. — Was wären schliesslich unsere Felder, Wälder und Wiesen ohne die Vögel. Mit dem ersten Dämmerungsschein erwachen sie und verkünden unermüdlich ihre Lebensfreude, bis die Nacht sie wieder schweigen lässt. Ihnen muss einmal aus berufenem Munde ein besonderer Artikel gewidmet werden.

*

Es ist ein warmer Sommerabend; schwül streicht der Wind von den Wässermatten her durch die Bäume. Langsam verschwindet die Sonne hinter der fernen Jurakette. Noch singen und zwitschern die gefiederten Sänger; aber bald wird es stiller werden. Rotkehlchen, Amsel und zuletzt auch die Singdrossel werden verstummen, und mit der aufkommenden Kühle beginnt das eigentliche Leben im Walde. Wir hocken am Waldrande und schauen hinaus auf die Matten. Ein munteres Bächlein gurgelt zwischen lichtem Buschwerk dahin. Kein fremder Laut stört die friedliche Stille; es ist der richtige Platz, um nächtliches Treiben zu beobachten. Lange brauchen wir nicht zu warten: Plötzlich steht ein Reh am Waldrand, äugt, wittert und lauscht nach allen Seiten und wechselt dann, gefolgt von einem ganzen Sprung, entschlossen auf die Wiese hinaus. Spielerisch jagen sich die beiden Schmalrehe, weibliche Tiere im ersten bis zweiten Lebensjahr, in langen Fluchten hin und her, naschen zwischenhinein da und dort schnell einige Halme. Ruhig beginnen die altern mit Äsen, denn sie fühlen sich hier sicher. Nur die Ricke, das Mutterreh, das ein Kitz mit sich führt, sichert immer wieder. Ueberhaupt ist es rührend, wie sie um ihr Junges besorgt ist. Kaum ein paar Schritte lässt sie es von sich wegstaksen, lockt es wieder herbei und leckt es wieder und wieder mit ihrer rauhen Zunge. Seit die ersten Gräser wieder grünen, sind die Rehe jeden Abend hier an-

zutreffen, bis sie in der Morgendämmerung über ihren Wechsel in den heimlichen Einstand zurückkehren. An natürlichen Feinden hat das Reh nur noch den Fuchs zu fürchten, der ausgewachsenen Rehen — aber nur in strengen Wintern und bei hohem Schnee — gefährlich werden kann, jedoch gelegentlich Kitze zu erbeuten weiss.

Noch sind alle beisammen: junge Böcke, Geissen, Schmalrehe und Kitze. Mitte Juli beginnt die Brunstzeit. Eine seltsame Unruhe überfällt alle. Die älteren Böcke, die sich meist bereits im Frühjahr absondern, streifen kampf- und rauflustig durchs Gebiet. Von diesem Zeitpunkt an hält es schwer, Rehe regelmässig zu beobachten, und nach der Brunst beginnt schon bald die Jagd und reisst Sprünge und Rudel auseinander. Im November wirft der Bock sein Geweih ab. Sofort beginnt ein neues nachzuwachsen, dessen Wachstum mit dem Abfegen des Bastes im März-April beendet ist. Bittere Zeiten brechen an, wenn der erste Schnee fällt. Nur selten mehr verlassen sie dann ihre sonnseitig gelegenen Wintereinstände.

Meister Lampe, der Hase, hat seine Sasse verlassen und hoppelt nun über den Waldweg ins Heugras. Ein paarmal noch sind seine lauschenden Löffel über den Grasspitzen zu sehen, dann ist er verschwunden. Er ist immer auf der Hut, denn zahlreich sind seine Feinde; Fuchs, Marder, Iltis und Wiesel wissen ihn immer wieder aufzuspüren, und auch dem Habicht fällt er oft zum Opfer. Zudem dezimieren Krähen, die sich in den letzten Jahren beängstigend vermehrt haben, die Junghasen derart, dass sie strichweise nur noch selten zu finden sind. Löffelmanns einzige Waffen sind schnelle Flucht oder «Drücken»: Reglos an den Boden gedrückt und dank seiner Tarnfarbe wird er oft übersehen. Er ist ein ausgesprochener Einzelgänger, der nur in der Rammelzeit mit Artgenossen zusammenlebt. Die Häsin setzt drei bis vier Mal im Jahr behaarte und sehende Junge auf den nackten Feldboden.

Es ist dunkel geworden, doch wirft der Mond ein milchiges Licht durch das Gezweig. Es ist dies die Zeit, wo der Dachs auf Nahrungssuche geht. Er hat wenig Zeit, denn beim ersten Sonnenstrahl will er wieder in seiner Höhle sein. Der Dachs ist sehr standorttreu und benutzt in ruhigen Gegenden mit grosser Regelmässigkeit immer wieder die gleichen Wechsel. Da ist er ja schon, Meister Grimbart, trabend trollt er sich dem Waldrande entlang, verhält hie und da, gräbt eine Wurzel aus, vielleicht einen Engerling oder irgend eine Larve. Ein feines Pfeifen lässt ihn stutzen, blitzschnell wirft er sich mit einem rollenden Sprung ins hohe Gras. Der Todesschrei eines Mäuschens verrät uns, dass auch Grimbart zuweilen ein guter Mäuse-

jäger sein kann. Der Dachs ist nicht wählerisch. Neben allerlei Kleinsäugern und Bodenbrütern bilden vorwiegend Kerbtiere, Schnecken und Regenwürmer seine Hauptnahrung. Auch Früchte und Rüben werden gerne angenommen. Bis im Spätherbst hat er sich ein ansehnliches Ränzchen zugelegt, seine Vorratskammer für den kommenden Winter. Mit dem Einbruch der eigentlichen Kälte zieht er sich in seine Höhle zurück und legt sich zum Winterschlaf nieder, vielmehr einer Winterruhe, denn bei mildem Wetter unterbricht er den Schlaf öfters, um zu trinken. Wenn auch ein eigenbrödlerischer, griesgrämiger Geselle, so ist der Dachs doch ein nützlicher Schädlingsvertilger, der unsere volle Schonung verdient.

Die Rehe haben sich niedergetan, Hase und Dachs sind weitergezogen. Ein paar Grillen zirpen, hin und wieder ein Geraschel im Gebüsch, sonst ist es still.

Noch haben wir den Fuchs als interessantesten Waldbewohner nicht kennengelernt. In der Höhle oben am Hang, in einer kleinen Lichtung, hat die Fähe, die Füchsin, im Frühling sechs Welpen geworfen. Sicher ist Meister Reinecke dort anzutreffen.

Auf dem Wege dorthin gleitet plötzlich ein dunkler Schatten durch die Luft auf uns zu, schreit gellend auf, und ist weg — ein Steinkautz. Hinter einem umgestürzten Baumstamm legen wir uns nieder und warten. Wir warten lange, doch nichts Ungewöhnliches ist zu hören. Gellend dringt plötzlich der jäh abbrechende Angstschrei eines Tieres zu uns herüber, dem ein wildes Geckern folgt. Dies kann nur ein Marder sein. Lautlos und blitzschnell hat er sein Opfer überfallen, hat ihm nicht die geringste Chance zum Entrinnen gelassen. Nun trippelt er, die Beute im Fang ins Licht hinaus, setzt sich auf einen Wurzelstock und beginnt zu fressen — zwei, drei Bissen nur, den Rest lässt er liegen. Behende klettert er nun einen Stamm hinauf, holzt von Ast zu Ast, und jetzt ein Sprung auf die nächste Buche. Welch federnde Kraft steckt in dem kleinen Kerl. Schon ist er wieder am Boden, verhofft, macht das Männchen und dreht die spitze Schnauze keck nach allen Seiten, anmutig sind seine Bewegungen. Der runde Kehlfleck zeichnet ihn als den seltenen Edelmarder. Jetzt hat er uns erspäht; er macht ein paar Schritte auf uns zu — und wirft sich dann laut geckernd seitwärts ins Gebüsch.

Fast gleichgross, mit etwas hellerer Färbung und unten gegabeltem weissen Kehlfleck, ist der viel häufigere Stein- oder Hausmarder. Ihn trifft man öfters im Bereiche menschlicher Siedlungen. Noch etwas kleiner ist der Iltis,

der dicke Hals ist das wichtigste Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Steinmarder. Am bekanntesten ist wohl das Hermelin; ein langgestreckter geschmeidiger Körper, eine lange Rute mit schwarzer Spitze, Haarwechsel im Frühling und Herbst (weisses Winterkleid) sind Kennzeichen, die man nicht verwechseln kann. Seine Hauptbeute sind Mäuse. Zuletzt sei noch das lichtbraune Mauswiesel genannt, das überall anzutreffen ist. Allen Marderarten ist die Blutrünstigkeit eigen, die sie alles anfallen lässt, was sich ihnen in den Weg stellt, von der Maus bis zum Rehkitz. Das hat ihnen schliesslich auch den Namen eingetragen.

Bald wird das Licht des Mondes bleicher werden und langsam der Morgendämmerung weichen. Noch immer ist die Füchsin nicht zurückgekehrt. Dabei hat sie doch sechs hungrige Mäuler zu stopfen. Während dieser Zeit sind Fuchsfähen furchtbare Raubtiere. Selber fressen sie weiterhin fast ausschliesslich Mäuse; aber den Jungen tragen sie meist grösseres Wild zu. In dieser Zeit wagen sie es, selbst Rehkitze anzufallen.

Plötzlich ist die Fähe da. Sie zögert etwas, bevor sie ins Freie tritt, und strebt dann eilends dem Baue zu. Im Fang trägt sie reichlich Beute, die sie vor der Einfahrt fallen lässt. Einen Junghasen, eine Wildente und mehrere Mäuse können wir erkennen. Winselnd fahren die Welpen aus der Röhre und schlingen gleich gierig Bissen um Bissen hinunter. Mit den letzten Stücken treiben sie noch ein grausiges Spiel. Geduldig zeigt die Fähe ihren Sprösslingen immer wieder das schnelle Zupacken an der richtigen Stelle des Opfers. Früh schon müssen Jungfüchse das Räuberhandwerk erlernen. Die Fähe möchte sich gerne zur verdienten Ruhe niederlegen, doch sie findet keine, sie wird geschubst und gestossen, an der Rute gezupft und am Balg gezerrt.

Plötzlich spitzt sie die Ohren, prüft den Wind und gibt dann einen heiseren Laut von sich. Die ganze Meute stürzt sich gleichzeitig auf die Röhre, kugelt durcheinander und ist im nächsten Augenblick vom Erdboden verschluckt.

Getrost können wir nun den Heimweg antreten; so schnell wird die rote Sippe nicht wieder zum Vorschein kommen.

Schnell erwacht nun der Wald. Jene, die abends die letzten waren, sind jetzt die ersten; Amsel und Drossel trillern ihre Weisen dem aufgehenden Lichte entgegen.